

Arthur Rimbaud

Maibanner

an lichten Lindenzweigen
stirbt kränklich ein Halali
doch geistliche Gesänge hängen
schwebend zwischen Johannisbeeren
dass das Blut uns lache in den Adern
verwirren sich die Weinlaubranken
der Himmel hübsch wie engelgleich
Azur und Welle vereinen sich
ich geh hinaus / verwundet mich ein Lichtstrahl
werd ich auf diesem Moos verenden

Sich bloß gedulden sich langweilen
ist viel zu leicht / pfui! auf meine Leiden
ich will dass dieses Sommerdrama
mich bind vor seinen Schicksalswagen
dass ich durch dich Natur so viel
– ah, weniger einsam! weniger Null! – sterbe
statt dass die Schäfer o wie bizarr
ein wenig sterben durch die Welt

Ich will dass mich die Jahreszeiten schleifen
nur dir Natur ergeb ich mich
und meinen Hunger all meinen Durst
und bitte nähre mich tränke mich
nichts und wieder nichts verschafft mir Illusionen
den Eltern wie der Sonne zugelacht
doch ich will keinem Ding mehr lachen
und frei sei dieses Missgeschick

Aus dem Französischen übertragen von Ralph Dutli

Ralph Dutli

Alles ist nichts ohne den Willen zur Freiheit

Es ist ein Gedicht von Lebenslust und Hingabe, Naturverehrung und Todeswunsch, geschrieben von einem Junggenie der modernen Poesie, der in der halbrecherischen Kühnheit seiner Bilder so vieles vorwegnahm und wie ein Feuerwerk abbrannte, was das zwanzigste Jahrhundert als dichterische Errungenschaften feiern wird. Arthur Rimbaud (1854 bis 1891) schrieb alle seine Gedichte im Alter von vierzehn bis zwanzig Jahren. Dann ließ er es bleiben. Seine dichterische Karriere wird rhythmisiert von Selbsterfindung und Selbstauflösung, Schaffensfieber und Zerstörungswillen. In seinem berühmtesten Gedicht, „Das berauschte Schiff“ (1871), macht er es vor: „Oh soll mein Kiel doch bersten! Dass ich vergeh ins Meer!“

Rimbauds schmales Werk pulsiert von Aufbruchslust und zügelloser Ungeduld. Das Gedicht „Maibanner“ vom Mai 1872 ist eines seiner letzten überhaupt – sein achtzehnter Geburtstag lässt noch ein paar Monate auf sich warten. Es ist das erste Stück eines Zyklus, der den Titel „Feste der Geduld“ trägt. Gerade die Ungeduld ist doch sein Markenzeichen. Paradox und Oxymoron (griechisch für „scharfsinnig-dumm“) sind seine Lieblingsfiguren des Widersinns, die nicht den Mangel bedeuten, sondern die Sinnvermehrung noch in den Widersprüchen, ein verschwenderisches Angebot namens Poesie. Das Wort „Feste“ suggeriert Ausgelassenheit, Übermut, Ekstase, das Wort „Geduld“ hingegen Zurückhaltung, Selbstzügelung, Askese. Aber schon der Titel des Gedichts hisst

eine flatternde Fahne voller Frühling und Vitalität.

Das Gedicht will keine Innerlichkeiten, seine Bewegung führt hinaus in die Außenwelt: „Ich geh hinaus“. Ein Ich bezeugt seinen Willen: Dreimal erscheint beschwörend wie ein Zauberspruch die Formel „Ich will“. Es will sich gar, seiner Kräfte bewusst, die eigenen Schmerzen verachtend („pfui! auf meine Leiden“), als gehorsames Zugtier vom Sommer vor den Schicksalswagen spannen lassen. Der jugendliche Poet gibt sich in ungehemmter Selbstüberbietung der berauschten Magie lyrischer Beschwörungskraft hin.

Dennoch wird viel gestorben in dem Gedicht. Der Jagdruf des „Halali“ stirbt kränkelnd, es kommt nicht mehr aus vollem Hals. Als Wort ist es scheitern der Abgesang, ein lautliches Delirium. Es bezeichnet eine abgebrochene Jagd, nach kaum erfolgtem Aufbruchssignal. Die Jahreszeiten als ewiger Rhythmus der sich erneuernden Natur nutzen das Ich ab, bis nichts mehr übrig bleibt. Selbst das Licht lässt das Ich verwundet zurück.

Ein heidnisches Ich zelebriert sein naturtrunkenes Zugrundegehen: Es stirbt durch das übergroße Du der angerufenen Natur, es wird „auf diesem Moos verenden“. Überhaupt das Leben der Vegetation, das im Gedicht nistet: Lindenzweige, Johannisbeeren, Weinlaubranken, Moos. Als wollte das Ich Pflanze werden.

Am liebsten bringt es sich selbst als Opfer dar: ein dionysisches Selbstopfer im Rauschzustand. Die heilige Pflanze

des Rausch- und Vegetationsgottes gehört wie selbstverständlich zum Inventar des Gedichts („dass das Blut uns lache in den Adern / verwirren sich die Weinlaubranken“). Selbst die physischen Empfindungen wie Hunger und Durst werden als ultimative Opfergaben dargebracht, als müsste alles in einem Selbstgeschenk enden. Aber im Handelstausch – jedes Opfer erhofft sich Gegengaben! – wird die Natur noch angebettelt: „und bitte nähre mich tränke mich“.

Die Schäfer sterben „ungefähr“ oder „ein wenig“ einen paradoxen partiellen Tod, so auch dieses halluzinierende dichtende Schaf, das sich opfert anstelle der Hüter der Herden, der Garanten der Sicherheit. Der unwirksame Tod ist ein uraltes Privileg der Poesie.

Bald darauf verstummt Rimbaud als Dichter und beginnt sein jämmerliches Nachleben, das nichtige Überleben seiner selbst. Immerzu von der Ferne verlockt und gebannt und nie wirklich heimgekommen. Es war kein heiteres Scheitern, die ewige Jugend blieb ihm verwehrt. Er wirft sich in trübe Abenteuer in Äthiopien und Somalia, als Kaffee- und Elfenbeinhändler und Waffenschieber am Horn von Afrika, unterwegs zwischen Aden und Harar. Schließlich endet Rimbaud nicht auf dem Moos, sondern abgehalftert und aufgrund eines Tumors im Knie beinamputiert, drangsaliert von seiner bigotten Schwester, die ihn noch zu Umkehr und Glauben quälen wollte. Im Hafen von Marseille stirbt er mit siebenunddreißig Jahren unter entsetzlichen Schmerzen.

Das Gedicht „Maibanner“ mit seiner flackernden Lebens- und Sterbelust, seinem ungeduldigen Opferritual, seiner ekstatischen Leidens- und Todesverachtung hatte alles vorausgesehen. Gedichte sind Vorwegnahmen des eigenen Weges, mit einem Wort Paul Celans: „Gedichte sind Daseinsentwürfe: der Dichter lebt ihnen nach.“ Schon der Achtzehnjährige verabschiedet poetisch jegliche Illusionen. Von Glück ist keine Rede. Aber die Freiheit, selbst die Freiheit zum Unglück, betont er noch im allerletzten Vers. Das Wort „frei“ erscheint als stechende Pointe, jedem Unglück und Missgeschick übergeordnet. Den Freiheitswillen beschwört Rimbaud als Haupttrieb des Gedichtes wie des Dichters.

Ralph Dutlis Übertragung ist erschienen in der jüngsten Veröffentlichung des Autors: „Alba“. Gedichte. Wallstein Verlag, Göttingen 2024. 199 S., geb., 22,- €.